

Die Mädchenbildung

Eine genügende allgemeine und berufliche Ausbildung ist eine wesentliche Grundlage persönlich befriedigender und gesellschaftlich nützlicher Arbeit. Wie stand es damit bei den Zürcher Mädchen?

Die Schulbildung beginnt bei den Knaben

Am Chorherrenstift des Grossmünsters gab es mindestens seit dem 12. Jahrhundert eine Knabenschule, die in erster Linie für den Kirchendienst ausbildete und im 13. Jahrhundert, als in Zürich ein reges kulturelles Leben herrschte, wesentlich erweitert wurde¹. Zur selben Zeit wird auch von einer Knabenschule am Fraumünster berichtet. Im Ötenbachkloster erhielten die Novizen, die oft schon als Kinder eintraten, Unterricht in Lesen, Singen und den Anfängen des Latein, einzelne wahrscheinlich auch im Schreiben. Es liegt aber kein Hinweis dafür vor, dass im Kloster auch nicht für das Klosterleben bestimmte Mädchen geschult worden wären. Vom 14. und 15. Jahrhundert fehlen in Zürich Nachrichten über das untere Schulwesen. Es ist aber anzunehmen, dass es schon damals wie in andern deutschen Städten eine Art private Schulen gab, in denen Knaben und vielleicht auch einzelne Mädchen in die Anfangsgründe des Lesens und vielleicht auch des Schreibens eingeführt wurden. Weitere Schulungsgelegenheiten gab es für Mädchen nicht, soweit sich nicht in der Oberschicht ausnahmsweise ein geschulter Vater oder mit seiner Erlaubnis ein Geistlicher oder höherer Schüler ihrer annahm. Begabte Jünglinge dagegen wurden sogar hie und da vom Rat unterstützt, um fremde Universitäten besuchen zu können. 1508 wird im Zürcher Kalender abgebildet, wie eine Mutter ihren Knaben in eine Anfängerschule bringt. In einem Gedicht dazu wird erklärt, man solle die Kinder «Leren und underwysen alle tag, wie man mit eren narung gewinnen mag». Diese praktische Zielsetzung gab in erster Linie Anlass, die Knaben in die Schule zu schicken. Zwingli baute die Lateinschule am Grossmünster zu einer Ausbildungsstätte für Theologen aus, während sich Bullinger auch um die Verbesserung der untern, sogenannten «Deutschen Schulen» bemühte. Klagen der Eltern über die ungenügenden Leistungen der Schulmeister veranlassten den Rat im Jahr 1546, Verordnete für die Schule zu ernennen, welche das private Geschäft des Schulehaltens bewilligen und beaufsichtigen mussten. 1573 und 1586 wurden diese sogenannten Schulherren verpflichtet, die Schulmeister im Lesen, Schreiben und Rechnen zu examinieren, wobei ihnen drei Praktikanten halfen. 1586 wurde den drei Knabenschulen, die auch von einzelnen Mädchen besucht wurden, am Neumarkt ein eigentliches Schulhaus eingerichtet, die öffentlichen Beiträge an die Schule erhöht und gleichzeitig das Schulgeld, bestehend in Eintrittsgeld, Holzgeld und Fronfastengeld, d.h. dem regelmässigen zu lei-

¹ Bär, E. Das Schulwesen der Stadt Zürich in seiner geschichtlichen Entwicklung. Zürich 1896. – Ernst, Ulrich. Geschichte des Zürcherischen Schulwesens bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Winterthur 1879.

stenden Schulgeld, auf die Hälfte herabgesetzt. Bei den beiden Mädchenschulen dagegen begnügte man sich mit einem blossen Beitrag an die «Lehrfrauen».

«Maitlischulen»

Neben den anerkannten und beaufsichtigten Deutschen Schulen gab es nämlich auch einige hauptsächlich von Mädchen besuchte Nebenschulen, die der Rat aber, wohl im Interesse der Deutschen Schule, zeitweise direkt bekämpfte. Von 1583 liegt ein Schülerverzeichnis vor, nach dem die Knabenschulen von 410, die beiden Mädchenschulen aber nur von 49 Kindern besucht wurden. Auch wenn es an den Knabenschulen einzelne Mädchen, an den Mädchenschulen aber auch mehrere kleinere Knaben gab, so zeigen diese Zahlen doch deutlich, wie viele Mädchen ohne jegliche Schulbildung aufwachsen mussten. Rechnen wurde im Gegensatz zu den Knabenschulen an den Mädchenschulen überhaupt nicht gelehrt. 1631 wurden aber doch die «Maitlischulen» der Lehrgotten Wyss, Edlibach, Gessner und Frau Locher-Reutlinger wegen der Tüchtigkeit dieser Lehrkräfte ausdrücklich anerkannt². Da sich diese Anfängerschulen nicht auf Mädchen beschränkten, bürgerte sich für sie mit der Zeit der Name «Hausschule» ein, wohl weil sie bei der Lehrerin zu Hause besucht wurden. Die Knaben traten häufig bald in die Deutsche Schule über und begabte fanden von dieser aus über die Lateinschule alle Bildungsmöglichkeiten offen, während die Schulbildung der Mädchen nach der Hausschule höchstens noch durch Privatunterricht ergänzt werden konnte, wie es z.B. bei der Malerin Anna Waser geschah.

Die Aufklärung

Während zwei Jahrhunderten veränderte sich das Zürcher Schulwesen kaum, bis dann der Geist der Aufklärung in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts einen vielseitigen und raschen Aufschwung brachte. Im Jahr 1773 wurden gemäss einem Plan von Bürgermeister Heidegger die höheren Schulen reformiert, indem man neben der alten klassischen Ausbildung eine Kunstschule für praktische Berufe schuf, in der in Zeichnen, Geometrie, Warenkunde, Buchführung und Französisch unterrichtet wurde. Ein privat geschaffenes Landknabeninstitut führte seit 1791 auch für Knaben der umliegenden Gemeinden eine vereinfachte Realschule, um sie für kaufmännische und Verwaltungsarbeit vorzubereiten. Für höhere Studien wurde ein Medizinisch-chirurgisches, Anfang des 19. Jahrhunderts ein Politisches und 1826 ein Technisches Institut geschaffen.

All diese Einrichtungen dienten nur der männlichen Jugend, doch wirkte sich die Bildungsbegeisterung der Zeit in bescheidenem Masse auch zugunsten der Mädchen aus. Den ersten Anstoss gab J. J. Bodmer mit seinem «Mahler der Sitten», einem Buch, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einigen Auflagen erschien und in Form von Briefen und Gesprächen Sitten- und Frauenprobleme behandelte. Wie eine Fanfare mochten in jener Zeit Sätze wie die folgenden wirken:

«Die Kräfte der Seele sind bei den Frauenspersonen nicht schwächer als bei den Mannspersonen und der Unterschied, der in diesem Stück zu regieren scheint, entsteht allein von der schlechten Sorgfalt, die man für die Auferziehung der Töchter

² Diese Angaben verdanken wir Dr. P. Guyer vom Stadtarchiv.

hat.» Oder gar: «Die Kräfte des Verstandes wären nicht geringer, wenn die Auferziehung nicht schlechter wäre.» Ein Mädchen, dem er seine Gedanken in den Mund legt, meinte: «Sie – d. h. die Männer – fürchten vielleicht, wenn wir es in der Wissenschaft der menschlichen Händel auf einen gewissen Grad gebracht hätten, so würden wir Anspruch auf die öffentlichen und obrigkeitlichen Ämter machen, wir würden fordern, dass die Männer uns an den Geschäften, die den Staat und die Gerichte betreffen, Anteil geben und uns zu ihnen in die Rats- und Gerichtssäle aufnehmen sollten.»

Sie fügte zwar beruhigend bei, die Frauen seien zufrieden, über die Herzen zu herrschen. Trotz dieser Einschränkung standen die Gedankengänge Bodmers so hoch über der Wirklichkeit des abhängigen Frauenlebens, dass sie zunächst wenig sichtbaren Erfolg zeitigten. Sie trugen aber, neben dem Einfluss Lavaters auf die Frauen, wahrscheinlich doch dazu bei, das Selbstbewusstsein, die Bildung und die Stellung der Mädchen und Frauen wenigstens in der gesellschaftlichen Oberschicht zu heben. Bodmer stellte auch ein Verzeichnis von Büchern für eine «Bibliothek der Frauenzimmer» auf, das klassische und andere Schriften der Weltliteratur enthielt.

Gründung der Töchterschule

Die Lektüre solcher Bücher setzte aber eine Lese- und Denkfähigkeit voraus, die all denjenigen Mädchen fehlte, die bloss die Hausschulen besucht hatten. Deren mechanisch drillender Unterricht im Lesen genügte deshalb den Anforderungen, welche die aufgeklärten Zürcher auch an die Bildung ihrer Töchter stellten, nicht mehr. Sie unterstützten deshalb bereitwillig den Plan der Gesellschaft zur Förderung der häuslichen und sittlichen Glückseligkeit, auf gemeinnütziger Grundlage eine Töchterschule³ zu gründen. Diese wurde 1774 eröffnet und von ihrem Initianten, Leonhard Usteri, bis an sein Lebensende liebevoll betreut. Anfänglich erteilte sie den Schülerinnen, die sie nach dem 12. Altersjahr aufnahm, nur zwei tägliche Unterrichtsstunden, um sie ja nicht mehr als nötig dem Haus zu entziehen. Sie sollten denkendes Lesen, die fehlerfreie Ausfertigung von Schriftstücken, welche den Haushalt betreffen, die Abfassung eines anständigen Briefes und das für die Führung eines Haushaltes nötige Rechnen erlernen. Die offenbar sehr geeignete erste Lehrerin, Susanna Gossweiler, bemühte sich, Geist und Gemüt ihrer Schülerinnen zu entwickeln, und wurde ihnen zu einer mütterlichen Freundin. Sie teilte das Lehrziel Usteris, verständige Töchter und künftige Hausfrauen zu erziehen, wie seine Auffassung, «dass die Anstalt ja nie in eine gelehrte Schule ausarte». Auf dieser Grundlage konnte der latente Widerstand gegen die Mädchenbildung allmählich überwunden und die Schule nach unten und oben ausgebaut werden. Bodmer selbst verhalf noch dazu, indem er ihr sein Haus vermachte. Als Schulhaus schien dieses damals zu abgelegen, weshalb es verkauft und mit dem Erlös das Haus «zum Napf», der heutige Sitz des Statistischen Amtes, erworben wurde, das die Töchterschule bis 1853 beherbergte. 1803 wurde diese von der Stadt übernommen und 1806 mit der von Antistes Gessner gegründeten «Meisenschule», welche die Unterrichtsmethode von Pestalozzi eingeführt hatte, vereinigt.

Die Töchterschule hatte, auf Wunsch von J. J. Bodmer, neben den Bürgers-töchtern jeweils auch einige Landkinder aufgenommen. Als diese Freiplätze

³ Zehender, Ferdinand. Geschichtliche Darstellung des öffentlichen Unterrichtes für Mädchen der Stadt Zürich von 1774–1883. (Programm der Höheren Töchterschule in Zürich 1882/83.)

dem Bedürfnis der umliegenden Gemeinden nicht mehr genügten, schufen gemeinnützige Männer aus der Umgebung der Stadt 1812 ein besonderes Landtöchterinstitut, das von Töchtern aus den umliegenden Gemeinden und Niedergelassenen in der Stadt besucht wurde und ihnen eine anfänglich sehr einfache, später die einer Sekundarschule entsprechende Weiterbildung bot. Ende der sechziger Jahre wurde es geschlossen, da sich die zuerst nur für die Knaben geschaffenen Sekundarschulen der Landgemeinden auch den Mädchen öffneten.

Die Volksschule

Die Grundlage des ganzen Schulwesens, die Elementarschulen, erfuhren bis Anfang der dreissiger Jahre keine wesentliche Verbesserung. Erst die siegreiche liberale Bewegung schuf 1832 die einheitliche, für Knaben und Mädchen obligatorische Volksschule, bestehend in der Alltagsschule bis zum 12. Jahr, der Repetierschule vom 13. bis 15. und der bis zur Konfirmation zu besuchenden Singschule. Die praktische Durchführung liess allerdings noch lange zu wünschen übrig, indem viele Kinder der ärmeren Volkskreise vor allem in den Landgemeinden durch Heim- und Fabrikarbeit der Schule früh entzogen wurden und am andern Ende der sozialen Leiter zahlreiche Eltern es vorzogen, vor allem ihre Mädchen den weniger überfüllten Privatschulen anzuvertrauen. Die alte Stadt behielt im Gegensatz zu den Landgemeinden die Geschlechtertrennung in den Primarschulen bei, während die schon 1786 von der Gesellschaft zur Förderung der häuslichen und sittlichen Glückseligkeit gegründete Schule für die bedürftige Jugend, oft Armenschule genannt, von Anfang an Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtete. Da in der Volksschule bis zum Sieg der demokratischen Bewegung noch Schulgeld verlangt wurde, so blieb die Armenschule bis 1856 als besondere Einrichtung bestehen. Ihr berühmtester Schüler war Gottfried Keller.

So hatten die Mädchen im Primarschulalter und von der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts an auch bezüglich der Sekundarschule die gleichen Bildungsmöglichkeiten wie die Knaben. Es dauerte aber bis in unser Jahrhundert, bis sie diese auch in mehr oder weniger gleicher Weise benutzen durften und die Zahl der Mädchen an den Sekundarschulen annähernd derjenigen der Knaben entspricht.

Besondere Aufgaben der Mädchenbildung

Die grosse Schwierigkeit der Mädchenbildung besteht darin, den Töchtern nicht nur eine derjenigen der Knaben ebenbürtige allgemeine und berufliche Bildung zu bieten, sondern sie auch auf ihre besondern Aufgaben als allfällige Hausfrau und Mutter vorzubereiten. Anfänglich geschah dies durch die Mutter, aber mit der Industrialisierung waren vor allem die in überlanger Erwerbsarbeit stehenden Frauen nicht mehr imstande, ihre Töchter richtig anzuleiten. Zudem hatten die Mädchen wegen ihrer beruflichen Tätigkeit oder Ausbildung kaum mehr Zeit für den Haushalt, und ferner fusst auch seine richtige Führung in zunehmendem Masse nicht mehr nur auf Tradition, sondern auf immer neuen Erkenntnissen.

Die Arbeitsschule. Als weibliche Sonderschulung setzte sich zuerst der Handarbeitsunterricht durch. Die erste, für die Töchter unbemittelter Eltern

bestimmte Arbeitsschule wurde schon 1788 gegründet. Sie hatte nicht nur die häusliche Tätigkeit der Mädchen, sondern auch die Vorbereitung auf einen Nöhberuf im Auge. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schuf eine Gemeinde nach der andern eine Arbeitsschule, deren Beaufsichtigung zu den ersten Aufgaben der meisten Frauenvereine gehörte. Erst das Schulgesetz von 1859 verpflichtete die Gemeinden zur Führung von Arbeitsschulen und die Mädchen zu deren Besuch, und nur die Bezeichnung dieses Faches als Schule hält bis heute seine relative Selbständigkeit im Schulorganismus fest.

Hauswirtschaftliche Ausbildung. Kenner des Volkslebens wiesen während des ganzen 19. Jahrhunderts immer wieder auf die Notwendigkeit eines Unterrichtes auch für die übrigen hauswirtschaftlichen, pflegerischen und erzieherischen Aufgaben der zukünftigen Mütter hin. Für die breiteren Volksschichten war er aber erst zu verwirklichen, als die ärmeren Mädchen nicht mehr schon mit zwölf Jahren mit oft unmenschlich langen Arbeitszeiten verdienen mussten. Eine mit allgemeinbildenden Fächern verbundene hauswirtschaftliche Ausbildung gewann deshalb zuerst Gestalt für Töchter aus besser gestellten Familien, die schon im Haus von ihrer Mutter eingeföhrt worden waren. Viele von ihnen besuchten im empfänglichen Alter zwischen 15 und 18 Jahren Haushaltungsschulen und Institute, von denen manche, wie z. B. das Institut Boos-Jegher in Zürich und das Institut Zollikofer in Romanshorn, über die Landesgrenzen hinaus berühmt waren. Mit der Verallgemeinerung der beruflichen Ausbildung der Mädchen hörte der Besuch von Instituten nahezu auf. Seine Vorteile leben heute in neuer Form weiter, indem ein Teil des Unterrichtes der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule in Schulheimen erteilt wird.

Um die Jahrhundertwende wurde der hauswirtschaftliche Unterricht an der Oberstufe der Primarschule und zum Teil auch an der Sekundarschule eingeföhrt, was aber immer noch im Belieben der Schulgemeinden steht. In diesem Alter können aber doch nur die Anfangsgründe vermittelt und manche für die zukünftige Mutter wichtige Fragen noch nicht behandelt werden, weil die Mädchen dafür noch zu unreif sind. Der Schwerpunkt der hauswirtschaftlichen Ausbildung hat sich deshalb im Kanton Zürich mehr auf die Hauswirtschaftliche Fortbildungsschule verschoben, die nicht nur von jungen Mädchen, sondern auch von Frauen stark besucht wird. 1931 gelang es, ihren Besuch allen Mädchen vorzuschreiben und dafür so verschiedene Möglichkeiten vorzusehen, dass die berufliche Ausbildung dadurch nicht beeinträchtigt wird. Der obligatorische Unterricht umfasst zwar nach dem Gesetz nur Handarbeiten, Kochen und Ernährungslehre, Hauswirtschaftslehre und hauswirtschaftliches Rechnen, obwohl sich Frau Coradi-Stahel und andere Pionierinnen der Mädchenbildung schon um die Jahrhundertwende für eine bessere Berücksichtigung der erzieherischen und pflegerischen Aufgaben wie der Stellung der Frau in Familie und Volk einsetzten. Die Stadt Zürich machte aber von der gesetzlichen Ermächtigung zur obligatorischen Einföhung weiterer Fächer Gebrauch, indem sie auch in Erziehungslehre, Krankenpflege und allgemeine Lebensfragen der Frauen einföhrt.

Die höhere Allgemeinbildung der Mädchen entwickelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur sehr zögernd. Dabei spielte eine gewisse konservative Geisteshaltung vieler Stadtbürger mit, wie sie Diakon Pestalozzi 1836 in einem Referat vor der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft zum Ausdruck brachte.

«Bei der Geistesbildung der Mädchen ist alles, was der Knaben- oder Jünglingsnatur zusagen mag, alles Skeptische, Kritische, alles gelehrte Wesen auszuscheiden, namentlich die sogenannten toten Sprachen und Mathematik; diese Dinge bilden jene Missgestalten, die wir unter dem Namen ‚gelehrte Frau‘ kennen⁴.»

Die unteren Klassen der Töchterschule gingen mit der Schaffung der obligatorischen Volksschule an die Primarschule über. Die oberen wurden als eine Art Sekundarschule geführt, erweitert um eine vierte Klasse mit verringerter Stundenzahl. 1853 zog man in das um den alten romanischen Kreuzgang neu erstellte Grossmünsterschulhaus. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an machte sich aber doch deutlich das Bedürfnis geltend, geeigneten Mädchen eine weitergehende planmässige Ausbildung zu verschaffen. Dabei dachte man einerseits an eine vertiefte Allgemeinbildung im Hinblick darauf, dass manche dieser Mädchen einst «an der Seite gebildeter Männer durchs Leben gehen» sollten. Man fasste aber auch die Möglichkeit einer beruflichen Ausbildung ins Auge, da immer mehr Töchter des Mittelstandes aus wirtschaftlicher Notwendigkeit oder aus Tätigkeitsdrang und Leistungswillen einem Berufe zustrebten. Beiden Bedürfnissen suchte die Reorganisation von 1875 zu entsprechen. Sie trat die bisherige Ausbildung der Zwölf- bis Fünfzehnjährigen an die Sekundarschule ab und schuf stattdessen eine an das neunte Schuljahr anschliessende «Höhere Töchterschule» und ein Lehrerinnenseminar. Es ist bezeichnend für den Wandel der Anschauungen und Bedürfnisse, dass die Zahl der Schülerinnen an der Allgemeinen Abteilung mit völlig freier Fächerwahl in den folgenden zwei Jahrzehnten ständig ab-, diejenige am Seminar dagegen ebenso zunahm. Lateinunterricht ermöglichte einzelnen Schülerinnen, sich der Maturitätsprüfung zu unterziehen und öffnete ihnen damit ohne die Schwierigkeiten privater Vorbereitung den Weg zur Hochschule.

1894 erfolgte eine neue Reorganisation, indem unter dem nun alle Abteilungen umfassenden Namen der Höheren Töchterschule neben den Seminarklassen und der nun Fortbildungsklassen genannten allgemeinbildenden Abteilung Handelsklassen als eigentliche Berufsschule geschaffen wurden. Die Fortbildungsklassen, in denen nur mindestens drei Fächer besucht werden mussten, bildeten weiterhin die eigentliche Haustöchterschule des gutgestellten Bürgertums. Sie erteilten aber doch nach dreijährigem Besuch ein Diplom, das in der Vorkriegszeit als Ausweis für Erzieherinnenstellen eine gewisse Bedeutung hatte. 1904 wurde eine dem heutigen Gymnasium B entsprechende Gymnasialabteilung und mit der Reorganisation von 1929 das an die 6. Primarschulklasse anschliessende Gymnasium A mit eigener Maturität geschaffen. Mit dieser Neuordnung, bei der «Höhere» im Titel als nicht mehr verständlich wegfiel, wurden die früheren Fortbildungsklassen zur heutigen Frauenbildungsschule. Diese hat nun den eindeutigen Charakter einer allgemeinbildenden, auf die Ausbildung

⁴ Pestalozzi, Diakon. Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1836.

zu Frauenberufen erst vorbereitenden Mittelschule. So geht heute der Bildungsweg für eine ganze Anzahl von Frauenberufen über die Mittelschule zur zwei- und mehrjährigen beruflichen Fachschule, für die wir auf die Entwicklung der einzelnen Berufsgruppen verweisen. Er steht an all-gemeinbildenden Werten mancher Hochschulbildung nicht nach.

Die Hochschulen

In der Zulassung von Frauen zur Hochschule war die Universität Zürich bekanntlich bahnbrechend für Europa. Studierten doch an ihr schon in den sechziger und siebziger Jahren nicht nur Russinnen, Engländerinnen und Deutsche, sondern auch vereinzelt Schweizerinnen, als erste immatrikulierte Studentin die nachmalige Frau Dr. Heim-Vögtlin. Merkwürdigerweise kamen die ersten Studentinnen nicht aus der Stadt Zürich selbst. Noch 1895 erhielt ein so begabtes und willensstarkes Mädchen wie die spätere Pionierin der sozialen Frauenbildung, Maria Fierz, auf die Bitte um Bewilligung eines damals allerdings noch kaum praktisch verwertbaren Theologie-studiums von ihrer Mutter die folgende Antwort: «Auf diesen Lieblings-wunsch musst Du verzichten, Du würdest noch verworrener und verschro-bener, als Du schon bist. Du musst ins praktische, häusliche Leben, um Dich auf häusliches Leben vorzubereiten⁵.»

Anfang der neunziger Jahre studierten an der Universität Zürich nur 10 Schweizerinnen gegenüber 88 Ausländerinnen. Dann nahm die Zahl der schweizerischen Studentinnen bis zum Wintersemester 1945/46 auf 1481 oder 14 Prozent der schweizerischen Studierenden zu. Im folgenden Jahr-zehnt sank zwar die Anzahl etwas, doch erhöhte sich der Anteil der schwei-zerischen Studentinnen auf 16 Prozent. Auch an der ETH, wo das Frauen-studium um die Jahrhundertwende begann, überwogen anfänglich die ausländischen Studentinnen, bis sich die Schweizerinnen vor allem in den Abteilungen für Pharmacie und für Architektur festsetzten, im ganzen aber nur etwa 4 Prozent der schweizerischen Studentenschaft ausmachten. Es werden also immer noch verhältnismässig wenige Frauen für selbständige geistige Arbeit vorbereitet. Dies dürfte mit ein Grund sein, dass man sie so selten an leitenden Stellen findet.

⁵ von Meyenburg, Martha. Aus dem Leben von Maria Fierz. Oberrieden 1954.